

Die Zeitschrift

Nr. 45

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

Die Sonnenwärme lockte Jeremias aus dem Bett. Frau Trude polsterte den alten Lehnstuhl am Fenster mit Kissen; darin versank der Kranke und saß nun wie eine magere Puppe mit wachsgelbem Gesicht in der weichen Umhüllung. Trude erschrak. Sie hatte ihn ja Tag für Tag, Stunde für Stunde gesehen, aber nie so. Nun das Leiden an die Sonne gebracht war, erschien ihr die eigene Pein des vergangenen Winters klein und nichts-jugend. Sie konnte nicht verhindern, daß sie sich selbst gelegentlich im Spiegel betrachtete; es zog sie an, einen Vergleich zu ziehen. Und da war nun freilich kein Zweifel, daß dies Gesicht trotz seiner Gramspuren noch immer das leibhaftige Leben gegenüber dem anderen bedeutete. Sie fühlte es fast wie einen Vorwurf; wie der empfindliche Wohlhabende seinen Reichtum als einen Vorwurf betrachten mag, wenn nackte Armut neben ihm sitzt. Die Lannnen des Leidenden hatten ihre Liebe mißhandelt; er war zeitweise hart, zänktlich, ungerecht gewesen, und die Liebe verkroch sich davor wie ihre Heiterkeit. Aber nun lag das volle Sonnenlicht auf den bleichen Zügen und spiegelte sich

mat in den trägen Augen, da brach sie mit Macht wieder hervor, die alles verzeihende, die mitleidende, die heilende und hoffende alte Liebe. Und wie es immer bei Zweien ist, die sich

gut kennen: der eine braucht nur eine wohlvertraute Saite anzuschlagen, dann tönt sie bei dem anderen mit. Auf den Ruf kommt das Echo. Ein Blick kann Jahre erwecken und wie

ein Magnet lange Gedanken und Empfindungsetetten heranziehen. So war es auch hier. Jeremias sah das Auge seiner Frau so innig auf sich gerichtet, daß sein erstes Gefühl das eines begangenen Unrechts war. Er ergriff ihre Hände:

„Du hast es schwer gehabt, Liebste.“

Sie nickte: „Aber Du? Ach, 'nias, ich glaube, ich bin nicht immer so gut gegen Dich gewesen, wie ich hätte sein sollen.“

„Viel zu gut warst Du, ja, ganz gewiß! Du bist zu allem still, erträgst schweigend die größte Unge rechtigkeit. Warum wehrst Du Dich aber nicht?“

„Soll ich auch schelten und zanken?“ Sie lächelte.

„Vielleicht. Ziehst Du: es ist so fürchterlich langweilig im Bett.“

Nun mußte sie lachen. So hell und klingend, daß sie selbst über diesen Ton erstaunte.

„Wie lange hab ich das nicht gehört! . . .“

Es war ihm wie ein Gruß aus alten Tagen. Ja, auch die Heiterkeit war aus ihrem Winter Schlaf erwacht und schickte



Erster frost. Nach dem Gemälde von Hans Larwin.

ihr freundliches Lächeln hinein in das Geräusch der Finken, die aus dem Kastanienbaum zum offenen Fenster hereinzwitscherten und Frau Trude leise Angst zu Lode sangen. Die Angst, daß es morgen, übermorgen wieder anders sein, daß das graue Gespenst mütterlicher Lebensfeindlichkeit wieder aufleben könne dort aus der Ecke. Aus der Ecke, wo das Bild Jeremias' stand. Aber der Spuk war wie in den Niben verschwunden, die in dem Fußboden dieses alten Häuschens klasten. Und er blieb verschwunden.

Doktor Trall war sehr zufrieden. „Gegenüber der Sonne sind wir doch die elendesten Stämper. Die Luft wird das Ihrige tun. Uns bleibt weiter nichts übrig, als ihn zu mästen, Frau Tattenbach. Ertränken sie ihn in Milch. Es steht da übrigens eine ausgezeichnete Bank auf der Südseite des Hauses; wie wäre es mit einem kleinen Ausflug dahin, Herr Patient?“

„Ja, ich weiß nicht . . .“

Der Arzt nahm einen Arm, Frau Trude den anderen. Sie waren noch nicht bis zur Stubentür gekommen, als Jeremias laut aufschrie, glücklich wie einer, der seinen Sargdeckel geprenzt hat und nun in der vollen Sonne steht, verwundert über die Gelentigkeit seiner Glieder.

„Laßt mich doch los! Trude! Doktor! Ich kann ja allein . . .“ Er ging zur Tür, zum Hause hinaus, setzte sich auf die Bank, erhob sich von neuem, wanderte durch den Garten, kam zurück und lachte: „Ich war ein rechter Bestimmt, Doktor. Aber jetzt . . .“

„Jetzt hängt Ihnen der Himmel voller Geigen, nicht? Sehr gut. Aber schonen Sie sich noch ein wenig. Und lassen Sie sich durch kleine Rückschläge nicht verblüffen.“

Alle drei saßen nun auf der Bank.

Doktor Trall fragte: „Was machen unsere Wanderer? Ihr Bursch' und der lange Athlet? Gehen die Geschäfte?“

„Sie schicken alle Monate, nicht, Trude?“

„Ja. Entweder muß es ihnen sehr gut gehen oder sie schränken sich über die Mähen ein. Nach dem zu urteilen, was uns die Post bringt.“

„Hungern sollte der Junge aber nicht,“ meinte Trall bedenklich.

„Das habe ich ihnen geschrieben.“ Friedrich antwortete: „Haben Sie man keine Angst. Wir leben wie die Schlaraffen. Das Wiesel wird stark und groß, und ich bin auch noch nicht kleiner geworden.“ Und Jeremi hatte hinzugefügt: „Wir sind sehr lustig, Mutter. Ich esse wie'n Wolf und schlafe wie'n Bär.“ Also —

„Ja. Da dürfen Sie ruhig sein.“ Der Arzt erhob sich. Sein Blick streifte noch einige Male unauffällig den Kranken. Dann reichte er beiden die Hand und ging.

Von da an hatte Jeremias seinen ständigen Platz auf jener Bank, den er oft vom Morgen bis zum Abend nur verließ, um ein wenig in dem kleinen Garten zu wandern oder mit Trude die Mahlzeiten in der Laube einzunehmen. Er begann wieder zu lesen und sich für die Dinge in der Außenwelt zu interessieren. Neue Kräfte schienen ihn zu erfüllen. Kleine Gartenarbeiten beschäftigten ihn. Er war voller Hoffnung und Zuversicht. Er und Frau Trude. Der alte Friede webte wieder um sie her, die alte Freude. Nur manchmal, wenn sie auf der Bank am Hause saßen, mußte Frau Trude hinaussehen auf die Wiesen und Felder, auf den Fluß, der da unten sein silbernes Band zog, auf die blauen Wälder am Horizont, auf die staubige, graue Landstraße, deren Strömungen sie an den Bäumen verfolgen konnte, — und eine Sehnsucht wollte in ihr aufwachen nach der Glücksbude, die nicht stillstand, wie sie selber es mußte, die von keiner Feste eingeschlossen war wie das Haus hier. Nicht mehr als zwanzig Schritte konnte sie in einer Richtung gehen, dann schlossen die Dornen vor ihr den Weg.

Wie häufig aber sagte Jeremias: „It's nicht viel besser hier als in dem Wagen? Wie gemütlich, wie anheimelnd und ruhig! Man sitzt immer unter denselben Bäumen und freut sich, wie die Blätter werden, die Blüten und Früchte. Alles sehen wir wachsen, Liebstel . . . Nein, ich möchte nie zurück in die Unruhe, in den Lärm, in dem ich doch nicht heimisch bin.“

Frau Trude schwieg. Es genügte ihr, ihn glücklich zu wissen. Und es waren ja auch nur einzelne Stunden, in denen sie sich arm dünkte, weil sie in dieser Enge eingeschlossen.

„Die Tattenbachs sind ein schlaftes Geschlecht, Trude. Wo sie sich niedergelassen, stehen

sie so bald nicht auf. Wie froh bin ich, daß ich wieder festen Boden unter den Füßen fühle! Ob wir hier Wurzeln schlagen werden? . . . Wohl kaum. Ich, ja, ich kann ja nicht in die Heimat zurück. Aber der Junge? Weißt Du, was ich denke, Liebste? Wenn er dorthin zurückkehren und meinen Namen wieder zu Ehren bringen könnte!“

„Jeremi?“

„Ja. Was bist Du so erstaunt? Es ist doch nur natürlich. Oder willst Du ihn untergehen lassen in diesem Zigeunerleben? Wir konnten es ja bisher nicht ändern. Aber nun ist Friedrich. Arm geheilt und er braucht keine Hilfe mehr!“

„Was willst Du tun, 'mias?“

„Mir ist da ein Gedanke gekommen. Vor allen Dingen muß der Junge doch einige Jahre die Schule besuchen. . . . Wenn wir ihn zu Dora geben würden. . . .?“

„Nein!“ Frau Trude sagte es so heftig, daß sie selber erschrak. „Hat sie — hat Dora an Dich geschrieben?“

Er schüttelte den Kopf. „Noch nicht. Ich fragte erst vor einigen Tagen bei ihr an.“

Frau Trude stand auf: „Du hast ihr diesen Vorschlag gemacht?“

„Warum nicht? Sie würde Jeremi aufhalten, das ist außer Frage. Und ihn zu etwas Rechtem erziehen.“

„Etwas Rechtem!“

„Du bist erregt, Trude.“

Ja, die kleine Falte auf der Stirn war wieder da. Die brennenden Augen blickten über die Hecke hinweg — dorthin, wo die Bäume der Straße am Horizont verschwanden.

„Mit meiner Einwilligung wird Jeremi nicht zu Dora gehen, 'mias. Oder er möchte es selbst wollen.“

„Es ist Dein alter Haß, Trude.“

„Ich hasse Dora nicht. Aber meinen Jungen geb ich ihr nicht.“

Sein Gesicht rötete sich; er fuhr auf: „Du gibst ihn lieber der Landstraße!“

Sie blickte ihm ruhig in's Auge und nicht: „Lieber der Landstraße, 'mias, als der Stadt, die Dich ruiniert und beschimpft hat.“ Sie trat in's Haus.

Er sah ihr betroffen nach. (Fortsetzung folgt.)

Blum.

Vor zwei und vierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien;
Ein Kind mit breiter, offener Stirn, ein Kind von heller Lunge,
Ein prächtig Proletarietkind, ein derber Küferjunge.
Er schrie, daß in der Werkstatt rings des Vaters Sonnen hallten;
Die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihrer Brust gehalten;
An ihrer Brust, auf ihrem Arm hat sie ihn eingefangen: —
Es ist zu Köln das Wiegenlied des Knaben hell erklingen.

Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
Und zu der Orgel Draußen schallt das Grablied dieses Kindes.
Nicht singt die Ueberlebende, die Mutter, es dem Sohne:
Das ganze schmerzbelegte Köln singt es mit festem Tone.
Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf deiner Kammer!
Vor deinem Gott, du graues Haupt, ausströme deinen Jammer!
Auch ich bin seine Mutter, Weib! Ich und noch eine Hohe —
Ich und die Revolution, die grimme, Lichtertobel!
Bleib du daheim mit deinem Schmerz! Wir wahren seine Ehre —
Des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre!

So redet Köln! Und Orgelsturm entquillt dem Kirchenchore,
Es stehn die Säulen des Altars umhüllt mit Trauerflöre,
Die Kerzen werfen matten Schein, die Weihrauchwolken ziehen,
Und tausend Augen werden naß bei Neukomms Melodien.
So ehrt die treue Vaterstadt des Sonnenbinders Knaben —
Ihn, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben!
Ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen!
(Dort auch, was er allföndlich war, ein Wackerer, kein Verräter!) —
Was greift ihr zu den Schwertern nicht, ihr Singer und ihr Väter!

Was werdet ihr Posaunen nicht, ihr eh'nen Orgeltuben,
Den jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben?
Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
Auf festen Knien lag er da im ersten Morgentauel!
Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zer schlagen!

Ja, ruhig hat man ihn gemacht: er liegt in seiner Trübel
So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ew'gen Ruhel
Ruh' ihm, der uns die Unruh' hat als Erbteil hinterlassen: —
Mir, als ich heut im Tempel stand in den bewegten Massen,
Mir war's, als hör' ich durch den Sturm der Töne ein Geräusch:
Du, rechte mit der Stunde nicht! die Orgel wird Posaune!
Es werden, die du singen siehst, das Schwert in Händen tragen —
Denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen!
Ein Requiem ist Rache nicht, ein Requiem nicht Sühne —
Bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehang'ner Blühne!
Die dunkelrote Rächerin! Mit Blut bespritzt und Zähren,
Wird sie und soll und muß sie sich in Permanenz erklären!
Dann wird ein ander Requiem den toten Opfern klingen —
Du ruffst sie nicht, die Rächerin, doch wird die Zeit sie bringen!
Der andern Greuel rufen sie! So wird es sich vollenden —
Weh' allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkerhänden.

Vor zwei und vierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien!
Acht Tage sind's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Saube —
Heut scholl ihm Neukomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande.

Die Sozialdemokratie in den Gemeinden.

Von Albert Südekum.

Vor noch gar nicht so langer Zeit wollten viele unserer Parteigenossen von einer Beteiligung der Sozialdemokratie an den Gemeindevahlen und an den Arbeiten der Gemeindevertretungen nichts wissen; sie meinten vielmehr, die Proletarier würden in den Rathhäusern nur ihre Zeit vertrödeln, die sie besser auf andere Dinge verwenden sollten, würden wohl gar auf die „schiefe Ebene“ des Parlamentes kommen und dabei etwas von ihrer revolutionären Ursprünglichkeit einbüßen. Solche Gedanken waren erklärlich zu einer Zeit, wo der utopische Sozialismus noch großen Einfluß auf das Volk besaß und die Einrichtung eines Zukunftsstaates für eine nahe bevorstehende, verhältnismäßig einfache Manipulation erachtet wurde. Seither hat die Schulung der deutschen Arbeitermassen gewaltige Fortschritte gemacht, und allgemein verbreitet ist heute die Erkenntnis, daß sich keine grundsätzliche Unterscheidung zwischen Gegenwarts- und Zukunftsarbeit machen läßt. Die Wichtigkeit dessen, was man ehemals als belanglose, ja gefährliche Kleinarbeit beiseite schob, wird heute überhaupt nicht mehr ernsthaft angezweifelt. Wie dem aber auch sei: ob man in der Propaganda den Nachdruck auf das Endziel oder auf die Gegenwartsarbeit legt, die Befassung mit den Gemeindegangelegenheiten kann auf keinen Fall gering gewertet werden. Eine gute Gemeindeverwaltung ist für den Bürger, das darf man getrost sagen, unmittelbar wichtiger als eine gute Staatsverwaltung, so wenig die eine ohne die andere sein kann. Für uns Sozialdemokraten kommt aber vor allem eins in Betracht: wie wir uns auch immer die Gestaltung der Zukunft unserer Gesellschaft und unseres Staates vorstellen mögen, immer werden wir gerade der Gemeinde große Aufgaben zuweisen müssen. Mit Recht sprach der erste wissenschaftliche Vertreter des kommunal-sozialismus in Deutschland, Genosse Dr. Lindemann, einmal aus: „Jeder Aufbau, auch der wirtschaftliche und soziale, muß sich von unten vollziehen. Man kann nicht mit dem Dach anfangen. Die Gemeinden können aber mit Recht als das Fundament jedes staatlichen Aufbaus bezeichnet werden. Alles neuorganisatorische Streben muß daher vor allem bei den Gemeinden einsetzen. Erst auf das veränderte Fundament kann auch der neue Bau und das neue Dach gesetzt werden. Hier, in der Gemeindeverwaltung, muß daher von unserer Partei der Hebel angelegt werden. Die Wichtigkeit unserer Behauptung wird man aber erst dann voll einsehen können, wenn man sich von der Auffassung frei gemacht hat, daß wirtschaftliche und staatliche Organisationen sich zentralistisch dekretieren lassen. Das alttestamentarische Befehlswort: „Es werde“ hat in dem Bildungsprozeß moderner Staaten und Gesellschaften keine Stelle.“

Die in diesen Worten niedergelegte Wahrheit ist unbestreitbar, aber noch nicht genügend anerkannt. Es sollte auch in unseren Reihen mehr gewürdigt werden, daß die von uns gewünschte fortschreitende Demokratisierung aller unserer Zwangsorganisationen — der Gemeinde, des Kreises, der Provinz, des Staates, des Reiches — mit der Ausdehnung der Selbstverwaltung einen erheblichen Bedarf an Männern und Frauen bringen wird, die in den Grundfächern und der Praxis der Verwaltung geschult und geübt sind. Diese Schulung und Übung kann man sich nirgends so gut erwerben wie in dem Dienste der Gemeinde!

Die Gemeindevertretungen stehen heute im ganzen Deutschen Reiche unter dem übermächtigen Einfluß der Besitzenden. So mannig-

fallig die Wahlrechte in den einzelnen Staaten und Provinzen gestaltet sein mögen, in dem einen gleichen sie sich alle: daß sie den Besitzenden bei der Regelung der Gemeindeangelegenheiten die Vormacht unter allen Umständen sichern. Wenn aber einmal trotz des rückständigen Wahlrechtes durch besondere Umstände, z. B. durch eine ungewöhnlich starke Zusammenballung von Arbeitermassen auf engem Raume, die „Gefahr“ einer sozialistischen Mehrheit in einem Gemeinderate dringlich wird, dann wird entweder, wenn es angeht, das Wahlrecht noch mehr verschlechtert, oder man sucht sonst Mittel und Wege, um das „Unheil“ abzuwenden. Und doch hat die Sozialdemokratie schon hier und da die Mehrheit in einer Gemeindevertretung zu erringen gewußt, so in den Städten Offenbach a. M. und Mülhausen i. El. Mit Luchsaugen haben unsere Gegner die Tätigkeit der Sozialdemokraten in diesen Körperschaften belauert, gierig danach ausgespäht, ob sich nicht zu einem Verleumdungsfeldzuge das Material finden ließe: aber trotz allem bösen Willen können sie nicht über die unbequeme Wahrheit hinweg, daß jene Orte nicht nur noch immer existieren, sondern sogar lebhaft aufblühen und durch sehr viele Einrichtungen geradezu als Vorbild dienen können. In einer Zeit, wo der weitland preussische Minister Studt dekretiert hat, daß ein Sozialdemokrat nicht einmal Turnlehrer werden dürfe, ist diese Feststellung für unsere Gegner immerhin einigermaßen genierlich!

Die Rückständigkeit des Wahlrechtes und die häufig sehr unständliche Gestaltung des Wahlverfahrens müssen oftmals als Entschuldigung für die Nichtbeteiligung der Sozialdemokraten an den Gemeindevahlen herhalten. Wir wollen die Schwierigkeiten, die die Gemeindevahlen besonders in kleinen Orten bieten, gewiß nicht verkennen, aber bei festem Willen sind sie niemals und nirgends unüberwindlich. Natürlich ist leichter eine energische Agitation zur Reichstagswahl, als zu einer Gemeindevahl zu entfachen: wo immer Arbeiter zum Klassenbewußtsein erwacht sind und sich zur selbstständigen politischen Tätigkeit in der Sozialdemokratie zusammengeschlossen haben, ist die Reichstagswahl das Kampffeld, auf dem sie zuerst ihre Kräfte erproben. Die großen Fragen der Reichspolitik, nicht nur von den Zeitungen alltäglich behandelt, sondern auch in den Versammlungen aller Parteien Gegenstand lebhafter Erörterungen, bewegen das Volk in allen seinen Schichten, erwecken überall Interesse und ermöglichen, wenn sie erst einmal zum Schlagwort verdichtet und auf eine Formel gebracht worden sind, eine rasche und eindeutige Stellungnahme. Dabei ist das Wahlrecht einfach und durchsichtig: jedermann hat seine Stimme. Ganz anders bei der Gemeindevahl! Es ist leider nicht ganz richtig, was unlängst das nationalliberale „Leipziger Tageblatt“ schrieb: „Unsere Arbeiter bringen allen öffentlichen Angelegenheiten ein weitgehendes Interesse entgegen. Tausende von ihnen füllen die Versammlungslokale, wenn kommunale und politische Fragen verhandelt werden; dagegen ist der biedere Bürgermann von seinem Stammtisch, von seinem Etat oder Doppelkopf, von seinem Kegelflub oder Verein nicht loszureißen. Sein kommunales Interesse betätigt er in der Hauptsache dadurch, daß er am Wiertische über städtische Maßnahmen und Einrichtungen räsoniert. Als eine starke Zustimmung aber empfindet er es, wenn er das Bürgerrecht erwerben, oder sich gar an den Vorbereitungen zu den Wahlen beteiligen soll.“ Es sollte wohl so sein, aber es ist doch nicht ganz so. Die Nationalliberalen loben die Arbeiter, um auf diese Weise die Gegner der Arbeiterschaft sicherer zur Wahlurne zu treiben. Wir aber wollen uns nicht selbst belügen. Die Rauheit, die vielfach zu bemerken

ist, hat ja ihre leicht erklärlichen Gründe. Bei den Gemeindevahlen bieten schon die Vorfragen, wer zur Teilnahme berechtigt ist, Schwierigkeiten, die manchmal ein ganzes Kollegium von Rechtsgelehrten in Schweiz bringen könnten. Dann weiter die bittere Gewißheit, daß zum Beispiel unter dem preussischen Kommunalwahlrecht die Besitzenden, d. h. die politischen Gegner, unter allen Umständen die Mehrheit kraft ihres größeren Geldbentels erringen müssen. Endlich: um welche Gegenstände dreht es sich? Behauptet nicht Hinz und Kunz, es handele sich nur um Kirchturmpolitik? Solche törichte Rede ist nicht immer leicht zu widerlegen, denn gerade die Leute, die am allerwenigsten vom Etat der Gemeinde, von ihren Aufgaben auf dem Gebiete des Bildungs-, des Gesundheits-, des Armenwesens verstehen, die noch nicht begriffen haben, welche Rolle die Gemeinden auf dem Felde der Sozialpolitik spielen können und spielen sollen, noch nicht wissen, daß dem jammervollen Wohnungselend der Proletariermassen kein Ende bereitet werden kann, es sei denn unter Mitwirkung der Gemeinden — gerade diese sind am aller schnellsten mit der Behauptung bei der Hand, die ganze Tätigkeit in der Gemeinde sei ja nur ein Geräusch um Kleinigkeiten, bei dem die Sozialdemokraten günstigstenfalls die Rolle von Statisten spielen dürften.

Gegen die Einwendung, daß die Sozialdemokratie unter dem heutigen Gemeindevahlrecht doch nicht auf eine Mehrheit zählen kann und daß man sich deshalb gar nicht erst große Mühe zu geben brauche, müssen wir mit allem Nachdruck bemerken, daß auch eine sozialdemokratische Minderheit nachhaltige Erfolge erzielen kann. Das liegt daran, daß die Voraussetzungen, unter denen einst die fortschrittlichen Vorrechte der Besitzenden in den Gemeinden zustande gekommen sind, längst hinfällig wurden; dieser Zustand spiegelt sich nun in der öffentlichen Meinung, d. h. im Bewußtsein der großen Masse des Volkes, so wider, daß sie in der Regel die vorwärtstreibenden Elemente eines Gemeinderates bereitwillig und nachhaltig unterstützt. Ein paar sozialdemokratische „Sechte im Karpfenteich“ vermögen deshalb, weil sie oftmals die große Mehrheit auch der nichtproletarischen Gemeindevähler und gar der Gemeindebewohner hinter sich haben, sehr viel mehr durchzusetzen, als man ihrer Zahl nach erwarten sollte. Aber wie wenig sind ihrer noch, dieser Sechte, und wie viele Orte finden wir, wo sie dringend nötig wären! Schon aus einem gesunden Selbsterhaltungstrieb heraus sollten sich die Arbeiter mehr um die Gemeindepolitik kümmern, sollten sich doch einmal die Frage vorlegen, warum denn wohl die Gegner der Sozialdemokratie jedes, auch das schlechteste Mittel benötigen, um sie von den Rathhäusern fernzuhalten. Das muß doch seine Gründe haben! Für jeden überlegenden Menschen liegen sie auf der flachen Hand . . .

In dem Maße, wie die Sozialdemokratie bei den Gemeindevahlen Erfolge erringt und die Zahl ihrer Vertreter auf den Rathhäusern vermehrt, muß sie den bequemen Standpunkt, sich lediglich auf die Kritik der bestehenden Zustände zu beschränken, aufgeben und sich, soweit das im Rahmen der gesetzlichen Vorschriften möglich ist, praktisch betätigen. Das hat sie auch redlich getan. Für diese Tätigkeit hat man oft nach einer programmatischen Schablone gerufen. Natürlich — wäre es doch so bequem, wenn man für jede im Gemeindeleben auftauchende Frage eine unzweideutige Antwort rasch aus dem Programm hervorholen könnte! Das geht aber nicht. Ein einheitliches Aktionsprogramm als Richtschnur für unsere Gemeindevertreter in ganz Deutschland oder auch nur in größeren Gebietseinheiten zu schaffen, ver-

bietet die verschiedene Gestaltung der örtlichen Verhältnisse. Nur in großen Umfassen können wir allgemeine Grundzüge festlegen, so, wie es auf dem Parteitage zu München geschehen ist; die Ausführungen im einzelnen müssen wir der Einsicht und dem Takte der Gemeindevertreter überlassen. Weil es so ist, müssen auch die Parteigenossen im Lande bei der Aufstellung von Kandidaten für die Gemeindevertretung mit besonderer Sorgfalt verfahren: da heißt es Ausschau halten nach Charakterfesten, an Lebenserfahrung reichen Männern, die geeignet und entschlossen sind, ihre Kräfte, ohne daß ihnen laute Anerkennung winkt, in den Dienst der Gesamtheit zu stellen. Und an solchen hat es der Sozialdemokratie noch nie gefehlt, mag auch hier oder da einmal ein „Stegmüller“ das Vertrauen geküßelt haben, das die Parteigenossen in ihn setzten.



Robert Blum.

Von H. Conrady.

Hundert Jahre sind verflossen, seit Robert Blum geboren wurde. Am 9. November 1807 erblickte dieser treffliche Sohn des Volkes in Köln am Rhein das Licht der Welt.

Der Vater war Fassbinder und hatte nur sein Auskommen, konnte aber die Not von seinem Hause fernhalten. Der alte Blum besaß einige Bildung und hatte sich den Sinn dafür bewahrt. Er sah, daß in dem geweckten, witzbegierigen Robert etwas Ungewöhnliches steckte und brachte ihm sehr früh die ersten Wissenselemente bei. Am Jahre 1815 starb der Vater an der Schwindsucht. Die Mutter entschloß sich, um ihre drei Kinder und sich selber durchzubringen, zu einer zweiten Ehe mit einem Rheinschiffer. Der verdiente nun nicht viel, 40 Stüber (1,50 Mk.) den Tag, und in den Hungerjahren 1816 und 1817 kosteten die sieben Pfund Brot, die die Familie täglich mindestens zum Sattwerden brauchte, 48 Stüber! So lernte Robert Blum frühzeitig proletarisches Glend am eigenen Leibe kennen. Derweil ging er zur Schule und lernte ausgezeichnet, so daß er schon im Alter von 10 Jahren als Rechenlehrer verwandt wurde. Das bißchen Geld, was es dafür gab, kam den Eltern natürlich sehr zuflatten. Gleich nach der ersten Kommunion war Robert Blum längere Zeit als Messtienertätig. Dabei kam er, wohl durch einen Geistlichen, der seine Talente wahrnahm, dahin, daß er aufs Jesuitengymnasium aufgenommen wurde, mit der Aussicht auf eine Freistelle. Auch hier war er ein ausgezeichnete Schüler. Als er aber bis Quinta gekommen war, mußte er das Gymnasium verlassen, weil es mit der Freistelle nichts wurde und die Eltern nicht in der Lage waren, den Unterhalt des Sohnes zu bestreiten. Es hieß also ein Handwerk lernen. Robert wurde Gelbgießer.

Als er ausgelernt hatte, ging er auf die Wanderschaft — ins bergische Land. In Elberfeld-Barmen hat er an verschiedenen Stellen gearbeitet. Es ging ihm aber sehr schlecht, weil er infolge hochgradiger Kurzsichtigkeit und dann besonders auch wegen seiner ganz anders gearteten Neigungen zum Gelbgießer wenig geeignet war. Sein letzter Wuppertthaler Meister sagte ihm, er passe nicht zum Handwerksmann, er sollte Federfuchser werden. So etwas war nun auch Roberts Wunsch. Er verschlang alles Gedruckte, was ihm vorkam, und schrieb selbst viel; er führte schon auf der Wanderschaft ein Tagebuch, das von beträchtlicher Gewandtheit im Gebrauch der deutschen Sprache zeugt. Dem Rat des Meisters konnte der junge Blum aus Mangel am nötigen Kleingeld nicht folgen. Gelbgießer konnte er auch nicht bleiben, weil er

als solcher nicht seine Nahrung fand. Da hatte er nun, 1827 nach Köln zurückgekehrt, das Glück, bei einem Laternenlieferanten anzukommen, der einen jungen in Metallarbeiten erfahrenen Mann mit hinreichenden Schulkenntnissen zur Beaufsichtigung von Arbeiten und zur Mitarbeit suchte. In dieser Stellung kam er nach Berlin, wo er sein Wissen unermüdet erweiterte und auch an der Universität hören durfte. Schließlich aber, 1830, mußte sein Prinzipal das Geschäft aufgeben, weil seine Laternen durch das aufkommende Gas verdrängt wurden, und so war Blum wieder heilungslos. Mit einer ganz geringen Summe machte er sich auf die Heimreise, der Willigkeit halber zu Fuß; in 13 Tagen legte er die 600 Kilometer bis Köln zurück. Unterwegs erreichte die Nachricht von der Pariser Julirevolution die Begeisterung des schon freieitlich denkenden jungen Mannes. In Köln bekam er beim Schauspieldirektor Ringelhardt eine Stellung als Theaterdiener mit einem Monatsgehalt von 6, hernach 8 Talern. Er war sozusagen Mädchen für alles, mußte sogar das Schloßhündchen der Primadonna spazieren führen. Er ließ sich aber nicht niederichlagen, sondern setzte in der freien Zeit seine Lektüre unermüdet fort. Er schrieb auch — Gedichte aller Art, besonders auch politisch gefärbte auf



Robert Blum.

ein freies, einiges Deutschland usw., was alles ungedruckt blieb, aber auch Aufsätze, die zur Veröffentlichung gelangten. Von Nutzen für sein Fortkommen waren Artikel, worin er die Theaterverwaltung gegen Angriffe in Schutz nahm. Direktor Ringelhardt brachte in Erfahrung, daß der Theaterdiener diese Sachen geschrieben habe und wurde dadurch auf Blums Talente aufmerksam. Er blieb zwar zunächst noch Theaterdiener, wurde aber doch schon mit anderen Augen angesehen und bekam Zutritt zur Theaterbibliothek, die er sich selbstverständlich nach Kräften zunutze machte. Er geriet dabei infolgedessen auf einen Abweg, als er aufing, Theaterstücke zu „diebstehlen“, wovon sogar eins gedruckt wurde. Vielleicht wäre er ein miserabler Dramenfabrikant geworden, wenn ihn nicht das Schicksal in eine ganz andere Umgebung verschlagen hätte, wo er dann allmählich zum Bewußtsein seines wahren Berufes gelangte.

Im Frühjahr 1832 übernahm Direktor Ringelhardt die Leitung des Leipziger Stadttheaters. Er engagierte alsbald Blum als Theatersekretär, Bibliothekar und Klassenassistenten. Im Sommer trat Blum diesen Posten an, der große Anforderungen an ihn stellte. Er wußte aber doch Zeit zu finden, um seine Bildung zu vertiefen und Umgang mit einer Reihe von geistigen Kapazitäten Leipzigs zu pflegen. Mit Schriftstellern verkehrend, ge-

riet er in zunehmendem Maße in die Tages-schriftstellerei hinein und wurde bald ein bekannter Publizist. Er kam dabei schnell in politische Fahrwasser. Sachsen war damals eins von den paar Vaterländern, die schon ein reges politisches Leben aufzuweisen hatten. 1831 hatte es sich unter dem Eindruck der Julirevolution eine freilich sehr unvollkommene Verfassung erkauft, und seitdem war die freieitliche Bewegung, aller Reaktion ungeachtet, nicht erloschen. 1837 gründete ein Freund Blums die „Sächsischen Vaterlandsblätter“ als Zentralorgan der Opposition. Redakteur war Günther, ein anderer Freund von Blum. Blum gehörte zu den eifrigsten Mitarbeitern. Im gleichen Jahr 1837 trat er zum ersten Mal rednerisch hervor, und Aufsehen erregte schon zu Ende des Jahres die feurige Rede, womit er die zwei unter den berühmten Göttinger Sieben begrüßte, die sich nach Leipzig gewandt hatten. Seine materielle Lage hatte sich inzwischen auch soweit gebessert, daß er daran denken konnte, sich einen eigenen Hausstand zu gründen. Im Frühjahr 1838 verheiratete er sich mit Mathilde May. Das Eheglück dauerte noch kein Vierteljahr, dann wurde ihm auf der Hochzeitsreise die geliebte Frau durch einen plötzlichen Tod entzogen. Schwere Arbeit half dem hart Betroffenen den furchtbaren Schlag verichmerzen. Außer seinen sonstigen Arbeiten gab er jetzt ein dreibändiges „Theaterlexikon“ heraus, das sehr gute Aufnahme fand. Eine Trösterin in seinem Kummer war ihm die Schwester seines Freundes Günther, Eugenie Günther, gewesen. Aus der Freundschaft entwickelte sich, wie die Wunde allmählich vernarbte, die ihm Mathildens Tod geschlagen, neue Liebe. 1839 verlobte er sich mit „Jenny“, und 1840 heiratete das Paar. Blums zweite Ehe war in jeder Hinsicht glücklich. Seine Gattin schenkte ihm mehrere Kinder und war in jedem Sinn für einen Volksmann, wie Blum es werden sollte, eine passende Lebensgefährtin. Er hatte sie von vornherein nicht im Zweifel darüber gelassen, daß er entschlossen sei, „für Freiheit und einen besseren Zustand des Vaterlandes“ seine ganze Kraft einzusetzen. „Liebe und Freiheit“, schrieb er der Braut einmal, „sei uns ein unzertrennliches Zwillingsgestirn, dem wir folgen, auf welche Bahnen es uns auch führen mag.“ Und diese tapfere Frau war mit seinem Entschluß einverstanden, „daß selbst die Gewißheit, daß die Meinen betteln müßten, mich nicht einen Augenblick abhalten würde, mein Leben einer großen Sache, meinem Vaterlande zu weihen.“

Nicht einmal als eben erst Verlobter hat er den Kampf für seine Ueberzeugung auch nur vorübergehend aus den Augen verloren. „Nert geht es an die Wühlerei“, schrieb er 6 Wochen nach der Verlobung an seine Braut. Er reiste ins Vogtland auf Agitation für die Landtagswahlen. Im Anfang der 40er Jahre war er, obwohl nicht Abgeordneter, schon ein bekannter Politiker und stand mit Männern wie Johann Jacoby in intimer Verbindung. Bei der Bevölkerung, besonders der Stadt Leipzig, war er schon als ausgezeichnete Redner beliebt, der auch den größten Saal mit seiner gewaltigen Stimme zu durchdringen vermochte. Seit 1840 gab er mit einem Freund eine Zeitschrift, den „Verfassungsfreund“, heraus, der 1847 der Zensur zum Opfer fiel. An dessen Stelle trat das Taschenbuch „Vorwärts“, woran Jacoby, Herwegh, Freiligrath, Hecker und andere bekannte Männer mitarbeiteten. Zu dem Wort nimmt Blum schon eine unverkennbar demokratische Haltung ein und sagt den Liberalen bittere Wahrheiten: „Deshalb verachten wir aus tiefster Seele die sich spreizende Haltung des sogenannten oder vielmehr sich selbst so nennenden „praktischen Liberalismus“ ohne Kraft, ohne Charakter, ohne Gesinnung, ohne

ziel und ohne Willen . . ." Leider fehlt der Mann, um die ganze Vivisektion der liberalen Weichtiere wiederzugeben. Außer im „Verfassungsfreund“ und im „Vorwärts“ trat Munn nach wie vor in den „Vaterlandsblätter“ für sein Ziel, ein freies, einigtes Deutschland, ein. Daß seine Artikel einschlugen, wurde ihm von einer hohen Obrigkeit becheinigt, indem ihn eine Verurteilung zu zwei Monaten Gefängnis ereilte. Immer vielseitiger wurde seine öffentliche Tätigkeit. An der polnischen Revolutionsbewegung von 1846 nahm er lebhaften Anteil, durch Waffenschmuggel usw., und mancher geachtete Pole hat in Munn's Haus ein Asyl gefunden. Zeitweilig beteiligte er sich stark an der deutsch-katholischen Bewegung, die ihm ein Mittel schien, alle freiheitlichen Elemente zu-

derer Stelle spricht er sympathisch von dem sozialistischen Ziel einer gerechten Verteilung der Güter der Erde, einer Beschränkung der unheilvollen Hebermacht des Geldes, genügender Arbeitslöhne, Erhebung der sogenannten unteren Klassen zu gleichem Menschenrecht und gleichem staatlichen Recht. Er war deshalb nicht etwa Sozialist. Seine ökonomischen Ideen gingen, von den spezifisch deutschen auf ein einheitliches deutsches Wirtschaftsgebiet gerichteten abgesehen, im allgemeinen nicht über die bürgerliche Forderung voller Freiheit auch auf wirtschaftlichem Gebiet, Freizügigkeit, Gewerbefreiheit, Freihandel usw., hinaus. Er wirkte eben in erster Linie unter Kleinbürgern und für solche, und gehörte seiner sozialen Lage nach selbst zum Bürgertum. Freilich hatte er seine Jugend

Mittelpunkt der sächsischen Bewegung, in Leipzig übernahm das Stadtverordnetenkollegium die Leitung der Aktion, und dem Stadtverordnetenkollegium gab Munn, der dieser Mäxerenschaft seit einigen Jahren angehörte, die entscheidene Haltung im Sinne der Volkswünsche. Von einzelnen Menschen hat sicher Munn das meiste dazu getan, daß der König von Sachsen sich im letzten Augenblick noch „antwillig“ dem Volk unterwarf. Munn's Ansehen war denn auch nicht nur in Leipzig, sondern im ganzen Sachsenland unermehlich; als sich Ende März in den Vaterlandsvereinen die große Organisation der sächsischen Demokratie bildete, da kam Munn an die Spitze, und als in Leipzig die Wahl zur Frankfurter Nationalversammlung stattfand, da wurde Munn gewählt, ohne daß



August Fink: Winterstille.

sammenzufassen. Er erkannte dann aber, daß dies ein Abweg sei, und konzentrierte seine ganze Kraft auf rein politisches Gebiet. 1847 gab er seine Stellung als Theatersekretär auf und wurde Verlagsbuchhändler; die Firma Munn u. Co. entstand, deren Hauptverlagswerk das von Munn redigierte „Vollständige Handbuch der Staatswissenschaften und Politik“ wurde. Die Richtung des Werkes ist kleinbürgerlich-demokratisch. Vom Sozialismus kannte Munn nur erst die älteren utopistischen Systeme, nicht den erst in der Entwicklung begriffenen wissenschaftlichen Sozialismus. Er beurteilt den Fourierismus nicht ungünstig. Genossenschaften nach Fouriers Prinzip, meinte er, müßten zu glänzenden Ergebnissen führen. Er hebt die ökonomischen Vorteile der Bergesellschaftung hervor und sagt dem Sozialismus eine bedeutende Zukunft voraus. An an-

nicht vergessen und bewahrte sich immer ein warmes Herz für die Not des Proletariats, wenn auch im allgemeinen sein Denken in die Grenzen des kleinbürgerlichen Radikalismus gebannt blieb.

Seinen radikalen Standpunkt vertrat er mit aller Entschiedenheit, aber auch mit politischer Ueberlegung. Als bei Gelegenheit der Wekelei, die das Militär in Leipzig aus wichtigem Anlaß am 12. August 1815 anrichtete, die Erregung ungeheuer war, zögerte Munn nicht, die Massen vor unüberlegten Handlungen zu warnen, zur Gehehlichkeit zu mahnen und für Remedur auf die Volksvertretung zu verweisen.

Als dann die frohe Botschaft von der Pariser Februarrevolution überall in Deutschland zündend wirkte wie der Funke auf Pulverfaß, wurde es auch in Sachsen lebendig, regnete es Sturmpetitionen. Leipzig war der

ihm überhaupt ein Gegenkandidat entgegen gestellt worden wäre.

Munn war schon geraume Zeit in Frankfurt a. M. Er gehörte zu den Mitgliedern des sogenannten Vorparlaments, das Ende März und Anfang April in Frankfurt tagte. Er war Vizepräsident dieser Versammlung und tat mit seiner Geschicklichkeit eine Versammlung zu leiten, mit seiner Stentorstimme und seiner körperlichen Ausdauer viel mehr als der alte Präsident Wittermaier dazu, daß die stürmische Tagung einen geordneten Verlauf nahm. Munn's republikanische Gesinnungsgenossen waren im Vorparlament bekanntlich ebenso in der Minderheit wie nachher in der Nationalversammlung. Man wählte aber doch auch eine Anzahl Republikaner in den Fünfzigerausschuß, der bis zum Zusammentritt der Nationalversammlung nach dem Rechten sehen sollte. Munn gehörte zu den

Zünftige. Er erhielt mit dem gleichfalls aus Köln gebürtigen Franz Mabeau zusammen eine Mission nach Köln und Aachen, um Zwistigkeiten zu schlichten. Er entledigte sich seines Auftrages erfolgreich und erfuhr überall die größten Ovationen, besonders in Köln, wo ihm u. a. ein ungeheurer Fackelzug dargebracht wurde. Die größte Freude aber war ihm, daß er seine alte Mutter noch einmal umarmen konnte, die er seit 16 Jahren nicht gesehen hatte. Der Jubel, mit dem man den Volksmann überall feierte, verauschte Blum nicht. Er verlor nicht die klare Ueberlegung, sondern sah, daß die Mehrheit des deutschen Volkes noch weit entfernt von republikanischer Gesinnung sei, daß dafür das Spießertum schon anfangs, Angst vor dem Proletariat zu bekommen, und daß die liberalen Wortführer bereits lustig dabei waren, das Volk zu verraten. „Diese Lumpen“, schreibt Blum schon am 3. Mai 1848 an seine Frau und meint die liberalen Rorophäen, „die jahrelang als freisinnig und entschieden galten, die man verehrte, sie sind jetzt Stillstands- und Rückschrittmenschen.“ Mit Bezug auf die spießbürgerlichen Angstmeier, die vor der roten Republik zitterten, schrieb Blum am selben Tage an einen Leipziger Freund: „Wegen der Republik sollen die Leute ruhig sein, die bekommen sie nicht; aber die ganze alte Samwirtschaft bekommen sie wieder in neuer Auflage.“

Trotz dieser trüben Ahnungen besann er sich natürlich, als die Nationalversammlung am 18. Mai zusammentrat, keinen Augenblick, auch auf wahrscheinlich verlorenem Posten mannhast und mit Aufbietung aller Kräfte für seine Sache zu kämpfen. Er hat geradezu Uebermenschliches geleistet. Nicht nur war er anerkannter Führer der Linken, fast den ganzen Tag durch die öffentlichen Sitzungen, die Kommissionsberatungen, die Fraktionsitzungen, die Volksversammlungen in Anspruch genommen, sondern obendrein redigierte er auch noch das Hauptorgan der Linken, die „Reichszeitung“.

„Wer sagt, daß ich nicht arbeite,“ schreibt er einmal seiner Frau, „der lügt schauderhaft.“ „Kein Tag, keine Stunde Ruhe, und doch keine Frucht.“ Das Fruchtlose seiner Tätigkeit sah er offenbar darin, daß die Hauptabstimmungen trotz aller Mühe durchweg zumgunsten der Linken ausfielen. Die stärkste Partei, das liberale, erbkaiserliche Zentrum, ging lieber mit der reaktionären Rechten gegen die demokratische Linke, als umgekehrt. Alle Anstrengungen, die Versammlungsmehrheit zu energischen Schritten zu bewegen, zur Benützung ihrer Macht, solange sie solche hatte, alles das scheiterte an den liberalen Zammerlappen, die aus lauter Reiztrotzerei und Furcht vor dem Volke im schönsten Einbernehmen mit den 36 Monarchen die deutsche Freiheit und Einheit zustande bringen und also die Quadratur des Kreises lösen wollten. Blum bot seine ganze Beredsamkeit auf, um der Versammlung Energie einzuhauchen. Aber es war verlorene Liebesmüh! Es fehlt hier der Raum, Blums parlamentarische Tätigkeit im einzelnen zu würdigen. Sie verschaffte ihm den Ruf eines der größten Redner der Nationalversammlung und machte ihn zweifellos zu ihrem volkstümlichsten Mitglied. Wie ungeheuer seine Popularität war, zeigt sich, als Blum im August auf ein paar Tage nach Leipzig ging, wo er vor lauter Veranstaltungen ihm zu Ehren kaum zum Zusammensein mit seiner Familie kam. Am 12. August hielt Blum im Garten des Schützenhauses vor 12 000 Personen eine große Rede über die deutschen Grundrechte. Als die Nichtsnur seiner Tätigkeit gab er an: „daß dieses Jahrhunderte lang zerrissene, zerplitterte und dadurch tief gesunkene Deutschland eins werde, eins auf der Grundlage der Freiheit, und daß des schwer gedrückten Volkes Last, soweit es die großen Be-

dürfnisse einer Revolution zulassen, gemindert und gelindert würde.“ „Nur durch die Freiheit glaubten wir die Einheit und mit ihr das Vertrauen, die Wiederkehr des Geschäftsverkehrs, der Arbeit und des Wohlstandes herstellen und so eine neue Ordnung an die Stelle des alten Zustandes gründen zu können.“ „Ja, ich sitze auf der Linken, wo, das sage ich kühn, wo das Herz des Volkes und wo das Herz für das Volk schlägt.“ „Selbst dem Hohn vieler Krantjunker bieten wir Trost und verlachen ihre Forderungen (großer Beifall); besteht doch oft ihre einzige erbärmliche Tätigkeit darin, daß sie eine Kugel abschießen können. Ja, ich sitze auf der Linken, mit hohem Stolz sage ich das, denn noch nie hat die Rechte, die Mehrheit, die Geschichte fortgeschoben, stets die Linke oder die Minderheit.“ Der Redner schloß unter endlosem Beifall mit der „heiligsten Versicherung, das Wohl des Volkes, die Freiheit und Einheit des Vaterlandes zu vertreten nach Kräften, und wenn es die Zeit erfordert, freudig Gut und Blut dafür aufzuopfern.“

Daß Blum dies Blutopfer so bald bringen werde, wie es geschah, daran hat gewiß keiner seiner Zuhörer gedacht. Aber die Dinge entwickelten sich jetzt rasch. Während die Nationalversammlung die kostbare Zeit mit endlosem Geschwätz verträdelte, anstatt zu handeln, hatte die Reaktion im stillen wieder Kräfte gesammelt und holte nun im Herbst 1848 in Nord und Süd zu entscheidenden Schlägen aus. Was in Wien geschah, wurde für Blums Schicksal entscheidend. Als die reaktionäre Kamarilla, deren Strohmann der Kaiser Ferdinand war, die Maske fallen ließ, offen gegen Ungarn vorging und österreichische Truppen, Wiener Regimenter, gegen die Magyaren aufbieten wollte, da erhob sich Wien in dem Bewußtsein, daß auf die Niederwerfung Ungarns auch in Oesterreich die Wiederherstellung der vormärzlichen Mißwirtschaft folgen werde. Am 6. Oktober siegte in Wien die Revolution. Der Hof aber mit dem Kaiser war nach Olmütz geflüchtet, und von allen Seiten rückten Truppen gegen Wien heran, zumal der berüchtigte Kroatenbanus Jellachich mit seinen wüsten Horden. So war die Wiener Oktoberrevolution alsbald sehr gefährdet. Die Pflicht und das Interesse der Frankfurter Nationalversammlung lag klar zutage: unbedingte Parteinarbeit für Wien. Aber man brachte es nicht über die gewohnte Jämmerlichkeit hinaus. Die Mehrheit schwang sich nur dazu auf, nach Oesterreich zwei Kommissäre zu schicken, die da Frieden stiften sollten, in Wirklichkeit natürlich bloß eine unglaublich lächerliche Rolle spielten. Die Linke beschloß nun, aus ihrer Mitte eine Deputation von vier Abgeordneten nach Wien zu schicken, die ihre Sympathien mit der Revolution bekunden sollten. Bei der Fraktionsabstimmung am 12. Oktober bekamen die drei Abgeordneten Fröbel, Moriz Hartmann und Trampuch die Mehrheit. An vierter Stelle war noch zu entscheiden zwischen Karl Vogt und Robert Blum, die gleich viel Stimmen erhalten hatten. Vogt trat dann auf Bitten Blums zurück, der ihn eindringlich darum anging, ihm das „Hinauskommen aus der dumpfen Frankfurter Atmosphäre“ zu ermöglichen. Blum war parlamentsmüde; er sah, daß die Entscheidung nicht in der Paulskirche mit ihrem endlosen Medefluß, sondern in Wien fallen würde, und bei dem Entscheidungskampf wollte er nicht fehlen.

Zum Mitglied der Deputation gewählt, fuhr Blum alsbald über Leipzig, wo er die Seinen noch einmal sah, und Breslau nach Wien; dort traf er am 17. Oktober ein und wurde mit Begeisterung empfangen. Stürmischer Jubel begleitete auch eine zündende Rede, die er am 23. Oktober auf der Aula hielt. Aber er überzeugte sich gleich, daß jetzt keine Zeit zum Reden sei, daß es jetzt heiße: kämpfen. Der

Fürst Windischgrätz konnte jeden Augenblick mit 100 000 Mann angreifen. Wien verfügte zwar auf dem Papier über ungefähr ebensoviel Streiter, aber es fehlten die Organisation, fähige Führer und bei der Mehrzahl der teils feigen, teils verräterischen Spießer der Kampfeifer. Zu zählen war bloß auf die Studenten, die übergegangenen Soldaten und vor allem auf das Proletariat. Blum schreibt darüber an seine Frau: „Besonders die Arbeiter sind bewundernswert; für die Bourgeoisie, die ihnen nie etwas gab oder gönnte, stehen sie bereit, in den Kampf zu gehen. Mein, es ist doch für etwas Höheres; denn in Wien entscheidet sich das Schicksal Deutschlands, vielleicht Europas! Siegt die Revolution hier, dann beginnt sie von neuem ihren Kreislauf, erliegt sie, dann ist wenigstens für eine Zeitlang Kirchhofruhe in Deutschland . . .“ Robert Blum war selbstverständlich nicht gewillt, dem Entscheidungskampf bloß als Schlachtenbummler beizuwohnen. Er trat einem Elitekorps bei und nahm, als das große Ringen anhub, in Reih' und Glied aufs tapferste am Kampfe teil; ein Streifschuß durchlöcherte ihm das Hermelfutter. Man weiß, wie der Sturm auf Wien endigte, wie nach furchtbarem Blutvergießen die wilden Scharen von Windischgrätz und Jellachich schließlich die Oberhand behielten und mit Mord und Brand, Blinderung und Schändung über die unglückliche Stadt hereinbrachen; am 1. November wehte vom Stephans-turm die schwarzgelbe Fahne. Blum hatte am letzten Verzweilungskampfe nicht mehr teilgenommen; bekanntlich war am 29. Oktober eine Kapitulation zustande gekommen, der Kampf ging aber wieder los, als eine ungarische Entsatzarmee bei Schwechat zum Angriff auf die Oesterreicher übergang. Dieser ohne Energie unternommene Vorstoß wurde abgeschlagen und darauf die Eroberung Wiens vollendet. Blum hatte dies letzte Ringen für zwecklos gehalten, und daher nicht mitgekämpft. Er mochte nun glauben, daß ihn außer seiner Unberlekllichkeit als Abgeordneter auch die Tatsache, daß er die Kapitulation nicht gebrochen, vor rachsüchtigen Mordgelüsten der Sieger schütze. Jedenfalls, er wandte sich ganz unbefangen um einen Paß zur Abreise von Wien an die zuständigen militärischen Stellen. Die Antwort bestand darin, daß er am 4. November verhaftet wurde.

Man machte ihm den kriegsgerichtlichen Prozeß, weil er die Bevölkerung zum Kampf aufgefordert und selbst mitgekämpft habe. Er berief sich demgegenüber auf seine Unberlekllichkeit. Aber darauf piffen die geschloßenen Machthaber einer willkürlichen Gewalt, ja, man wollte gerade durch Blums Ermordung nicht nur der Revolution im allgemeinen, sondern insbesondere auch der Nationalversammlung einen Schlag ins Gesicht versetzen. Um 5 Uhr früh, am 9. November — Tags darauf wäre Blum 41 Jahr geworden — wurde ihm eröffnet, daß er zum Tode durch den Strang verurteilt sei, daß das Todesurteil aber „in Ermangelung eines Freimanns“ durch Pulver und Blei vollstreckt werden solle. Blum vermochte erst nicht daran zu glauben, daß ein solches Verbrechen zur Ausführung gelangen werde. Als er aber durch den Auditeur davon überzeugt wurde, daß der feste Wille zum standrechtlichen Mord vorhanden sei, ergab er sich mutig in sein Schicksal. Man ließ ihm bloß eine Stunde Zeit, um an seine Lieben und seine Freunde ein paar Zeilen zum letzten Abschied zu schreiben und seinen letzten Willen aufzuzeichnen. Dann brachte man ihn hinaus nach der Brigittengasse, wo ihn das tödliche Blei ereilte. Er starb als Held, wie es bei seinem mannhafteu Wesen nicht anders zu erwarten war; seine letzten, mit fester, laut schallender Stimme gesprochenen Worte waren: „Ich sterbe für die Freiheit, möge das Vaterland meiner eingedenk sein!“ —

Dat Schipp geht.

Szenen aus dem Leben der Hafenarbeiter. Von H. Möller.

(Schluß.)

Sinten in der Werkstelle schreit der Vice: „Alle Mann vör nah de Doek. Saak bebrengen nah. de Assistent (Schlepper)!“ Jeder nimmt ein Stück auf die Schulter und geht damit los.

Der junge Mann mit den schwarzen Haaren hat zunächst nicht richtig begriffen, was verlangt wird. Er ist doch Handwerker, kein Tagelöhner. Als er aber sieht, wie alle die anderen gehen, nimmt auch er einen Packer. Er will damit den anderen nachlaufen, aber auf dem Hofe liegen Eisenstücke im Wege. Der Neue kann da nicht so schnell durchkommen, wie die alten Leute, die den Weg schon wer weiß wie oft gemacht haben. Allein stapft er hintennach. Ganz vorn ist das Wasser. Das weiß er. Da vorn muß also wohl der Dampfer liegen. Wenn er geradeaus geht, wird er schon hinkommen. Links am Doek geht er entlang. Zunächst ist der Weg breit, aber weiter vorn versperren runde Stämme, die zum Festspriechen der Schiffe verwandt werden, den Pfad. Die Last auf der Schulter verhindert ihn, vor sich nieder zu blicken. Die Eisenplatten lehnen schwer gegen seinen Kopf und halten diesen in steifer Stellung. Plötzlich verliert sein rechter Fuß den Boden. Strachend fliegen die Platten hinunter ins Doek, hart an einer Hängelestage der aufschreienden Dockarbeiter vorbei. Die ganz unten Arbeitenden sind bei dem Schrei zur Seite gesprungen, gerade noch früh genug, um den Platten auszuweichen. Jetzt kommt dumpfpolternd der menschliche Körper hinterher. Das Doek hat inwendig steinerne, terrassenartige Abstufungen, auf die das eine Ende der Stützen gelegt wird. Auf die Stufen ist der Kopf im Fallen wiederholt aufgeschlagen: daher das Poltern. Unten vermischen sich schmutziges Grundwasser, rote und schwarze Farbe und Öl mit dem Blute des Abgestürzten . . .

Er ist nicht gestorben. Im Seemanns-Krankenhaus haben die Ärzte seinen Schädel zusammengeklebt und auch den übrigen Teil seines Bracks gründlich repariert — aber Brack bleibt Brack, es wird nie wieder wie neu.

Monate sind vergangen, bis er entlassen werden konnte. Nun kommt er mit schiefem, narbenbedecktem Kopf und fragt um Arbeit an. „Augenblicklich sei nichts los,“ läßt der Alte ihm sagen. Er war geschickt und kam nicht wieder. Es hätte ihm nichts genutzt, denn — Vilt, de in de Doek sollt . . .

* * *

Wieder ein Wintermorgen. Erst nach ein Uhr bin ich nachts von dem über eine Stunde von meiner Wohnung entfernt liegenden Versammlungslokal heimgekommen. Um fünf hat mich die Wirtin geweckt. Sie mußte aber erst kaltes Wasser zu Hilfe nehmen, ehe ich hochkam. Versammlungen, Sitzungen, Besprechungen, das Gern ritz damals nicht ab.

Bis zur Ueberfahrtsstelle muß ich drei Viertelstunden gehen. Nun fährt mir auch noch der Nährdampfer vor der Nase fort. Einige Minuten nach dem „Gulen“ (auch „Fleiten, Pfeisen“) komme ich in die Werkstelle. Der Vice begrüßt mich mit den Worten: „Nu stah ic all een ganze Stünn doa nu luer op Di.“

„Ein ganze Stünn?“ brumme ich ungläubig, kann ich doch nicht vör, wenn Du Di hier all Vloek Ties henstellen deist . . . nu wenn ein de Damper vör de Räs wegfohet.“

„Ach wat Damper -- nu hol dat Mul man, stoh morgens tidig op, ich möt oof rut,“ fällt er mir ins Wort, und nun geht er zur Sache über: „Du fohrest glick ropp nah de „Helvetia“, de liegt bawen an . . .“

„Ich weit, ich weit, wo se liegen deist,“ falle ich nun wieder ein, denn diesmal bin ich es, der Eile hat. Ich bin lieber auf dem Schiff, als in der Werkstelle und der Konkurrent vorn am

Doek muß jeden Augenblick abfahren. Verjämme ich diesen Schlepper, dann muß ich in der Bude bleiben. Ich gehe am Doek entlang. Der Schiffer des „Konkurrent“ ist mit einem anderen Schlepper irgendwo in der Nordsee. Heute fährt der Decksmann. Er hat lange schon das Patent, ihm fehlt nur das Schiff. Seinen „Kollegen“ für große Fahrt geht es auch nicht besser. Viele sind zum Krappen (Kapitän) berufen, aber wenige sind auserwählt. Protektion soll auch hier eine Rolle spielen.

Während ich an den glitschigen Latten des Pontons hinunter klettere (das Schiff, zu dem man bei Flut manchmal auf einer kleinen Leiter emporklettern muß, liegt jetzt wegen der Ebbe tief unten) brüllt mir der Eintagskapitän entgegen: „Wenn Du mit wullst, denn röög Di ein „beeten“.“

„Speel Di man nich so opp, stork,“ ruft unten mein Freund Hans dem Schiffer zu, „morgen kannst wedder Doek waschen.“

Stork weiß so gut, wie wir, daß wir nichts nach ihm fragen. Es fällt mir nicht ein, mich mit ihm in eine Schimpf- und Brülldiskussion einzulassen. Brüllen kann ich noch am stai genug, wenn ich durch den verdammten Nebel die „Helvetia“, die an den Pfählen liegt, anrufen muß. Ihr Boot so früh herbeizurufen, wird Lungenentzündung erfordern. Es war meine Absicht, die Viertelstunde Fahrzeit zum Schlafen zu benutzen. Auf der warmen Stienkiste (eiserne Verkleidung über dem Maschinenraum) macht sich das famos. Mit den Wellen bin ich auch im Winter nicht so verfeindet, um einer besonders vorwürgen zu grollen, weil sie mir über das Gesicht fährt. Man wischt sich mit dem Rockärmel ab und schläft weiter. Bin ich erst am stai auf meinem Schiff, so finde ich wohl beim Körper, der den Pfefferbentel in den Kröm (Krümmel) der Matrosen hängt, um dem zugefesten Wasser einen scharfen Geschmack zu verleihen, eine Herzensstärkung. Auf alle Fälle ist in der Küche, im Matrosenlogis, oder tief unten, bei den Heizern und Trimmern, heißer Kaffee aufzutreiben. Mit dem Schlaf ist es diesmal nichts. Das unruhige Maulwerk meines Freundes Hans vereitelt meinen Plan, den ich daher, sobald ich Hans erblicke, von vornherein aufgebe. Ausgenutzt muß die Fahrzeit aber doch werden. Hans, der noch immer nicht organisiert ist, muß ein Referat von mir über Zweck und Nutzen anhören. Das tut er auch recht gern. Und er ist eifrig bei der Sache. Aber er kommt mir mit Gründen, die ich ihm manchmal schwer, sehr schwer widerlegen kann.

Hans ist das, was man einen gelernten Tagelöhner nennt. Das sind Leute, die dank ihrer vielseitigen Fähigkeit den Lohn eines besserbezahlten Handwerkers haben und die wohl ein halbes Duzend handwerksmäßiger Dinge zur Not betreiben können, ohne eines gelernt zu haben. Die Lehrjahre mit ihren Leiden haben sie nicht durchgekostet. Mit 14 Jahren, oft schon vorher, kommen sie in die Fabrik, zum Bauern, zum Handwerker als Hilfsarbeiter, irgendwo, wo sie sofort Geld verdienen. Den einen wird der frühzeitige Verdienst zum Verderb, den anderen zum Heil, in dem er sie sich früh auf eigene Füße stellen, ihr Budget berechnen lehrt. Sie werden aber, sofern sie nicht körperlich oder geistig sehr schwach sind, sich nie im Leben so schubriegeln lassen, wie mancher Geselle, Handlungsgehilfe und Schreiber.

Hans ist die personifizierte Solidarität, stets hilfsbereit, ein ehrlicher Kamerad, der nie Streikbrecher werden würde — und doch will er von der Organisation nichts wissen. Das Vertrauen in die Organisation fehlt ihm. In unserem Niesenbetriebe hat er Gelegenheit, täg-

lich an organisierten Arbeitern Handlungen zu beobachten, die nicht mit dem übereinstimmen, was er in Versammlungen gehört, in Flugblättern und in der Zeitung gelesen hat. Nun nennt er mir wieder eine Reihe Namen organisierter Leute und ruft dann: „Se krupt ind Musloch, wenn dee Ohl jem dat befehlen deit, se springt ind Fleet (stanal).“

„Nu maek dat aber man halvwegs, vonwegen ind Fleet springen, dat kannst nu doch nich seggen,“ widerlege ich.

Und er wieder: „Zawoll dood se dat; jelt slakt se bi dat heite Fäär; heft blooz Hemd un Blichs an, doa böldt de Ohl: „alles vör nah de Doek“ un denn geht loos. Moek antreden, dat giet dat gornich. Mattswiet geeicht rut in de stöll. De dat doot, segg ic di, de springt oof ind Fleet.“

Nun falle ich aus der Rolle: „Nu Du heft blooz de groote Smit,“ brüllte ich Hans an, „aber mithelpen, dat dat beeter ward, wullst Du nich. Woh doch hen nah Versammlung un segg jem dat. De Vilt hevt Fru un Stimmer un do kannst jem nich verdenken, wenn se gern in faste Arbeit blieden wöllt. Mit de Diet ward oof woll beeter. Freilich, wenn jeden so ah Du bloot kloof snacken deist, denn nich.“

Gelassen antwortet Hans: „Mit de Smit? Ic heb Di stimmer opp Sammelisten wat geben un Du weilst ganz goot, wenn ic biegh, denn holl ic oof fast. Deshalb möt ic mi toerst überfliegen.“

Der kleine Stoch ist bei meinem Schreien aus der Stombüse gekrochen. Grinsend pflanzt er sich vor uns auf und fragt: „Zall ic ju 'u Stöck Jes oppn Kopp leggen?“

Hans spricht weiter: „Nu denn de faste Arbeit“ . . . Da werden wir durch den Führer des „Konkurrent“ jäh unterbrochen. „Wolle Kraft rückwärts,“ schreit er miturchbarer Stimme durch das Sprachrohr in den Maschinenraum hinunter. Ein Stoß erschüttert den Schlepper dann folgt ein Rischen, wie wenn Feuer ausgegossen wird. Dann Stille. Was ist geschehen? Wir haben eine kleine Varkasse mit fünf Familienvätern überrannt. Schneller, als man es ansprechen kann, ist sie gesunken.

Gleichzeitig mit der Flamme des Motors verlöschen unten fünf Menschentele. . . .

Rettungsversuche? Sie wären vergeblich.

Wir bleiben liegen und starren durch das Halbdunkel. Ob wohl einer hochkommt? Die drei Leute des „Konkurrent“ stehen da mit Stangen und Rettungsbojen. Wir würden auch über Bord springen, wenn einer aufstehen würde — es kommt keiner mehr. Bis auf den Varkassensührer sahen sie ja alle in der geschlossenen Kajüte. Die Deffnungen sind groß genug, um den Mann blischnell sich mit Wasser füllen zu lassen, aber zu klein für das Herausdrängen eines menschlichen Körpers.

Und der Führer mit schwerer Kleidung und schwerem Schuhzeug bleibt auch unten.

*

Ob Stork Schuld hatte? Das Seeamt sagte „Ja“; er bekam eine, allerdings sehr geringe, Strafe.

Schuld oder keine — der eigentlich Schuldige war er nicht. Das System aber konnte nicht bestraft werden.

Nun Kai sagte Hans leise zu mir: „Du, dat is de faste Arbeit, wo se sich soo nah rieten doot. Du kannst mi aber hüt Obend insrieben loten.“

Er ist ein gutes Mitglied geworden, aber es will ihm auch heute noch manches nicht in den Kopf. Er meint, wenn nur die Organisierten ernstlich wollten, dann würde vieles anders werden. —



Land und Leute.



Seenketten. Wer in der Mark Brandenburg, etwa auch in Mecklenburg, Pommern oder weiter östlich davon, wandert und sich für die vielen Seen dieser Gegend interessiert, kann die merkwürdige Beobachtung machen, daß manchmal zwei oder mehrere Seen eine, meist durch kleine enge Wasserläufe verbundene, Gruppe und insbesondere Kette bilden. Schon flüchtige Blicke auf die Karte oder beschränkte Erfahrungen des Wanderers rufen uns die mehrfachen Seen in Erinnerung, welche bei Potsdam die Havel und südöstlich von Berlin, namentlich bei Schmöckwitz, die Dahme bildet. Sind nun diese Seen mehr nur Ausbuchtungen eines größeren Wasserlaufes, die durch diesen oder auch sonst ohne weiteres ineinander übergehen, so finden wir doch auch abseits von solchen Wasserläufen eigentliche Seen, kleinere wie größere, die sich gleichsam an einer Schnur aufreihen.

Der Berliner hat es überaus bequem, eine der reichlichsten, wenn auch aus recht kleinen Gliedern bestehenden Seenketten auf einem nicht allzu langen Spaziergange kennen zu lernen. Er wandert nach dem Wilmsdorfer „Ortssteil am Havelsee“, findet diesen „See“ trotz neuerlicher Verengung noch immer eines freundlichen Blickes würdig und kann dann weiter wandern in die Willenskolonie Grunewald, um dort vier als Seen bezeichnete kleine Wasserflächen in enger Anreihung zu finden: Hubertus-, Hertha-, Königs-, Dianasee. Nicht weit von dem letztgenannten Südwestende dieser Kette trifft der Wanderer den Hundefehlfensee und braucht dann nur an einem zwischenliegenden Moore vorbeigehen, um an den vielgelobten Grunewaldsee zu kommen. Eine ebenfalls nicht lange Wanderung führt ihn weiter zur Krümmen-Laube und zum Schlachtensee; schließlich kann er in einiger Zeit auch noch den kleinen Nikolassee erreichen. Zwar nicht alle, aber viele von den hier genannten Seen stehen miteinander in Verbindung; und eine vollständige Zusammenschließung der im eigentlichen Grunewald liegenden Wasserflächen war schon einmal zur Belebung (oder Erlösung) des Naturgenusses in jenem Walde beabsichtigt.

Oder wir wenden uns von Berlin ostwärts nach Erkner. Dort verzichten wir vielleicht auf die ebenfalls interessante Seengruppe, die sich nördlich und südlich des genannten Ortes ausbreitet, gehen auch an der herrlichen Lößnitz nur eben vorbei und finden dann eine der ausgeprägtesten und reizvollsten aller Seenketten, die dem Wanderer toten können: den Dreiklang von Werthe, Pecksee, Möllensee, an deren zwei Verbindungsflüssen die idyllischen Vertchen Grünheide und Altbuchhorst liegen. Die Verbindung dieser drei Flächen untereinander und auch noch mit jenen an Erkner gelegenen Seen wird, ebenso wie bei mehreren anderen Seenketten, durch den Verkehr von Motorbooten anschaulich gemacht und der Benutzung erschlossen. Jene nordöstlich gerichtete Reihe findet überdies, wenn auch ohne Wasserbindung, eine Fortsetzung durch die Kluft von: Effensee, Vaberowsee (mit dem stillen Dorfe Nagel), Bauernsee, Liebenbergersee, woran sich noch weiterhin der Marsee schließt. — Die besonders schöne Kette bei Neuruppin sei nur eben erwähnt.

Ähnliches findet sich in Mecklenburg und namentlich in Ostpreußen. Hier breitet sich bei der Stadt Lügen die sogenannte masureische Schweiz aus. Wohl ihr Hauptreiz ist das, was man die „Masureische Seengruppe“ nennt, die wieder durch die „Masureische Wassertrasse“ zu einem zusammenhängenden Ganzen gemacht wird. Nennen wir nur die vier größten von diesen ineinandergehenden Seen, so haben wir von Nord nach Süd den Mauersee, den Löwentinsee, den Spidtingsee, diese alle von einer beträchtlichen Ausdehnung, und schließlich den kleineren Roschsee.

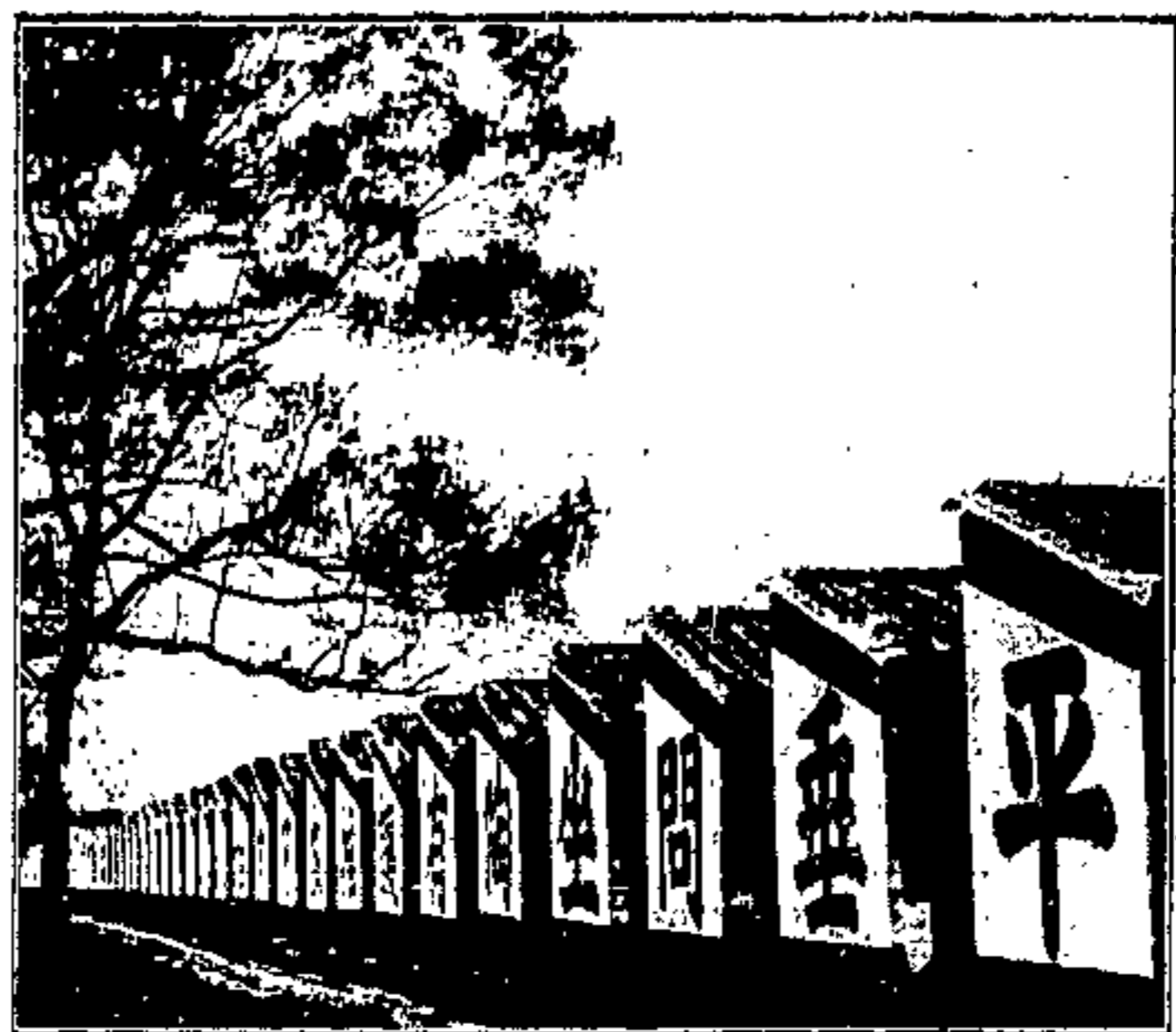
Im sonstigen Europa ist das berühmte Alpenseenland der Schweiz wenigstens reich an zweigliedrigen Zusammenstellungen, also an Doppelseen. Dagegen enthalten die zwei, relativ vielleicht seereichsten Länder Europas: Schweden und Finnland, auch die mannigfaltigsten Aneinanderreichungen von solchen Wasserflächen. In Schweden zeigt der nördliche Teil infolge seiner Gebirgsläyer mehr die länglichen Züge, der südliche Teil mehr die Gruppenformen.

Ähnlich dürfte es mit den zahlreichen kleineren kanadischen Seen im nördlichen Nordamerika stehen. Außerdem aber besitzt Kanada (und zum Teil auch sein südlicher Grenz Nachbar, die Vereinigten Staaten von Amerika) die an räumlicher Erstreckung und Merkwürdigkeit wohl großartigste Seenkette der Welt; eine edelste Kette auch dadurch, daß die Verbindung überall durch größere Wasserläufe hergestellt ist, hauptsächlich durch den Lorenzo- (Law-

rence-) Strom. Wir fahren diesen, aus dem gleichnamigen Golfe kommend, aufwärts und geraten nach einiger Zeit in den Ontariosee; daran schließen sich der Erie-see, der Huronsee, mit der südlichen Abzweigung des Michigansees, und schließlich, mit allem Rechte so benannt, der Ebersee. An den Ufern dieses riesigen Wasserlaufes finden wir die hauptsächlichsten Städte des östlichen Kanada und einen Meistern von Erinnerungen an jene Zeit, die uns durch die Indianergeschichten unserer Jugend vertraut ist.

Nun gibt es ein überraschendes Naturspiel oder vielmehr Kunstspiel dadurch, daß in einer analogen Weise, wie Seen, sich auch ganz andersartige Flächen aneinanderreihen. Lassen sich die Flüsse des Landes mit den Straßen einer Stadt vergleichen, so lassen sich Seen mit den Plätzen der Stadt. Überall der stromende, manchmal verlangsamte oder stehende Verkehr, auf Straßen und Flüssen in schmale Züge zusammengedrängt, auf Plätzen und Seen zur Verbreiterung freigegeben, obschon auch da die schmalen Verkehrswege wieder zu erkennen sind. H. S.

Chinesische Examenhäuser. Wenn man unser heutiges Bild sieht, könnte man lachen und doch auch wieder schamrot werden, wenn einem einfällt, welche Auswüchse das Prüfungswesen in unserem teuren Vaterlande aufzuweisen hat. Der Glaube an die allheilmachende Kraft der Examina ist bei uns so gut verbreitet wie in China, und wir haben deshalb gar wenig Ursache, uns über das himmlische



Chinesische Examinationshäuser.

Reich lustig zu machen; wenn im Lande der Mitte eine gründliche Reihe glücklich passierter Prüfungen für einen zureichenden Grund gilt, jemanden für ein großes Licht zu halten, bei uns ist's nicht anders. Der Prüffest ist natürlich in China nicht weniger krügerisch als hierzulande. Man braucht kaum darauf zu verweisen, daß China bei all seinem sorgfältigen Examinationswesen dahin gelangt ist, daß es einer Reform an Haupt und Gliedern überaus bedürftig ist, so bedürftig, daß sogar die Regierenden dessen inne geworden sind. Es sei nur eine charakteristische Tatsache hervorgehoben, für die sich in Deutschland un schwer Parallelen finden lassen. Einer der bedeutendsten Geister, die China im 19. Jahrhundert hervorgebracht, Hung-siu-siu-en, der Führer der Taipingrevolution, war durch das Examen gerastet. . . . Noch einige Bemerkungen über das chinesische Schul- und Prüfungswesen mögen am Platz sein. Es gibt in jeder chinesischen Provinz einen Generalstudiendirektor mit weitgehenden Vollmachten, dem das ganze Unterrichtswesen seines Gouvernements untersteht. Man darf übrigens nicht glauben, daß es mit den Schulen in China etwa so wie in unserem geliebten Rußland aussähe. Es gibt neben den Staatschulen auch in den geringsten Flecken Volksschulen, die von der Gemeinde unterhalten werden; und wo dies etwa nicht der Fall, erteilen Privatlehrer den Unterricht in den Elementarfächern. Es wird sogar behauptet, daß es kaum ein Land gebe, wo für den Volksschulunterricht der Kinder auch der ärmsten Familien besser gesorgt sei, als in China. Freilich steht dem Erfolge des Unterrichts ein ganz gewaltiges Hindernis im Wege: die chinesische Schrift, die bekanntlich nicht aus 25 Buchstaben besteht, sondern eine Wortschrift mit Tausenden von Zeichen ist, so daß sehr wenig Menschen der Schreibkunst völlig Meister sind. Wer

nun die Volksschule absolviert hat und höhere Bildung erwerben will, wie sie insbesondere für die staatliche Mandarinentum erforderlich ist, der melde sich zu den öffentlichen Prüfungen und geht in die öffentlichen Lehranstalten über, die, wie lobend hervorzuheben ist, jedem ohne Unterschied des Standes und Vermögens zugänglich sind. Man steigt nun zu vorerst in drei Examina, das erste wird in der Kreis-, das zweite in der Bezirks-, das dritte in der Provinzhauptstadt abgehalten. Wer sich glücklich durch alle drei durchgewunden hat, der ist ein „Sinsai“, „glänzend an Geistesgaben“ — wie ein preussischer Referendar — und also zum Staatsdienst qualifiziert. Um aber Anspruch auf Stellen zu erwerben, muß man am gleichen Ort oder in Peking den Rang eines „Sinsai“, „Herrn gehobenen“, erwerben; man ist damit schier so reich, wie ein preussischer Professor. Nach dem nun gar noch ein drittes Hauptexamen, dann ist man „Tsin-schi“, „vorgeleiteter Gelehrter“, d. h. beinahe soviel wie ein Geheimer Rat. Diese beiden letzten Prüfungen für die anserkorenen Gelehrten finden nur alle drei Jahre statt. In die Examenliste berufen uns unser Bild: es gibt da in den chinesischen Provinzen Tausende von Hütten, worin eingeschrieben die unglückseligen Prüflinge etliche Tage und Nacht zubringen müssen; sie werden perfekte Gelehrten, wenn sie auf diesen harten befristenden Leistungen zustande bringen.

Die Kleidung der Dalekarlier, dieses kräftigen Volkstammes Mittelschwedens, der hauptsächlich in den Siljansee herumwohnt, ist eine sehr bunte und mannigfaltige. Auf den ersten Blick wird man die Bekleidung namentlich die Tracht der Frauen überaus gleichartig erscheinen: spitze Hüte, weiße Hemden, dunkle Röcke, bunte Schürzen. In Wirklichkeit besitzt jede Ortschaft ihre besondere Eigentümlichkeit, ihre Abzeichen, an denen sich die Ortsangehörigen auf den ersten Blick erkennen. Die einen tragen die dunkelblaue, zuckerhutartige Mütze, die mit rot-weißem Band eingefasst ist, über einer weißen, nachtmützenartigen Haube; die anderen tragen hinten an der Mütze zwei breite, doch kurz gehaltene rote Bänder. Wieder andere tragen lange, rote Bänder, die sie haubenbandartig über dem Hals verknüpfen. Doch die Mütze ist nicht die einzige, privilegierte Kopfbedeckung der Dalekarlierinnen. In Orsa, wo die Mütter ihre Säuglinge in einem hölzernen Gefäß auf dem Rücken tragen, sieht man häufig dreieckige über den Kopf gefaltete Tücher, die orangegelb gemustert sind. In der Gegend von Rättvik kann man wieder Wolltücher beobachten, die lange, verschiedenfarbige, bis auf die Schultern baumelnde Fransen haben. Auch das weiße, weitärmelige Hemd ist nicht überall vom Volksgebrauch vorgeschrieben. Höherer trägerartige Verschönerungen von roter und grüner Farbe, rote Wollblusen mit grünen oder blauen Frieswesten darüber, kleine Häkchen, die strichweise orangegelb gemustert sind, wechseln miteinander ab. Am ähnlichsten sind überall Rock und Schürze. Ersterer ist immer braun oder blau in der Farbe gehalten, letztere besteht entweder aus einem einfarbigen Stück Zeug, das eine gelb und rot gemusterte Umrandung trägt oder ist mit zwei-fingerbreiten Streifen gemustert, die in den Farben blau, gelb, rot aufeinander folgen. Die Männer tragen über der blauen, roteingefassten Weste im Sommer einen weißen, im Winter einen blauen, roten gefärbten Rock. Die Anleihen sind aus gelbem Leinwandstoff. Die dunklen Strümpfe werden von roten Strumpfbändern gehalten, die so gebunden werden, daß sie seitlich in zwei roten Quasten herabhängen. Auch der Hut, ein breitkrämpiger Filz, trägt ein rotes Band. Die Mädchen sind wie die Mütter angezogen, nur schmiegelt sich bei ihnen die Mütze der Kopfform an und steht nicht zuckerhutartig in die Höhe. Die Jungen tragen eine Leibchenhose aus dunkelblauem Stoff, die von oben bis unten durch aufgenähte rote Fäden in handtellergroße Quadrate geteilt ist. Die Kopfbedeckung der Knaben ähnelt einer blauen, roteingefassten Jockemütze. Während des Sommers gehen die Kinder barfuß; die Erwachsenen tun es nur bei der Arbeit. Im Sommer trägt der Mann derbe Halbschuhe, die aus buntbemalte Lederpantoffel.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!